

MICHAELA SCHONHÖFT

Kindheiten

Wie kleine Menschen in
anderen Ländern groß werden

PATTLOCH 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.pattloch.de



© 2013 Pattloch Verlag GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-629-13037-2

2 4 5 3 1

In Liebe

Marc, Leo, Mona, Lola und Siri

Inhalt

Vorwort: Das Glück vermessen

11

Ein Kind der Gemeinschaft: Schwangerschaft und Geburt

25

Im Kokon: Vom Unglück, glücklich sein zu müssen	26
IQ 200: Das Kind im Geiste	33
Weibliche Unterstützer: Doulas und Hebammen	39
Natürlich, aber sicher: Die Geburt	43
Postnatale Depressionen:	
Warum Mütter in Malaysia seltener traurig sind	47
Oshichiya Meimeishiki: Begrüßungszeremonien	50

Ein Fels in der Brandung: Nestwärme

54

Das Erbe der Großmütter	55
Weinende Babys und unsensible Eltern	61
Warum afrikanische Babys weniger schreien	62
Unter einer Decke.	65
Entwicklungshelfer in Sachen Babypflege	71
In tune	75
Das Supermutti-Syndrom	77

Es braucht ein ganzes Dorf: Sich gemeinsam kümmern

81

Mama schafft es nicht allein	82
Der Mythos Kleinfamilie	88

Das wohlige Schnarchen der Babuschka	96
Papa Danshi: Was ist mit den Vätern?	102
Der Cinderella-Komplex	109
Fremdbetreuung	113
Japanische Wohlfühl-Kitas	117

**Der Moment:
Zeit ist Glück**

123

Täglich 37 Minuten: Mehr Zeit für Kinder	124
Mommy Wars	126
Ein Stück vom Kuchen	132
Zeit ist Geld	137
Staubsaugen outsourcen	139
Die Entdeckung der Langsamkeit	143
Glücklich in Holland	147

**Die Zügel nicht zu sehr straffen:
Demokratie im Kinderzimmer**

151

Traumatisierte Eltern: Von der Schwierigkeit zu lieben ..	152
Warum Eltern schlagen	161
Dressur mit dem Rohrstock	166
Schweden: Mit Milchtüten gegen Gewalt	170
Deutscher Tyrann und japanische Prinzessin	174
Sanfte Kulturen: Diskurserziehung bei den <i>Bambuti</i> ...	178
Der Traum der Antiautoritären	183
<i>Guan</i> -Prinzip: Strenge auf Asiatisch	185

Respekt: Von den sozialen Kompetenzen

192

Kleine Narzissten?	193
Wettbewerb ist kein Kindergeburtstag	197
Guai Hai Zi: Erfolgreich schüchtern	200

Gemeinsam überleben im Turbokapitalismus	202
Chinesische Einzelkinder	206
Sandkasten-Freundschaften	210
Moral für Kleine	214
Märchen am Kilimandscharo	217
Japanisches Fine-tuning	221
Keep smiling: Höflichkeit	225
Mobbing-Kontrolle	232

**Lernen fürs Leben:
Wissen macht glücklich**

236

Asiatischer Bildungseifer	237
Von Tigermüttern und Wolfsvätern	240
Sanfte Töne im Dampfkessel der Bildungsnation	247
Übung macht den Meister	252
Finnische Schul-Ambulanz	256
Generationen-Lehre im Sudan	259
Erfolgreich schlau sein	261

Das Glück hat kein Preisschild:

Konsumterror

265

Haben wollen	266
Das relative Glück der anderen	270
Von unglücklichen Brasilianern	275
Schwedischer Widerstand	277
Hamburger in der Südsee	280
Das gute Leben	284
Verantwortung übernehmen: »Ämtli« im peruanischen Regenwald	286
Börsen-Kurse für den asiatischen Business-Nachwuchs . .	292

**Die geheimen Gärten unserer Kindheit:
Raus in die Natur!**

295

Träume vom Heidi-Land	296
Asiatische Großstädte: Leben in der Betonwüste	299
Born to be wild	303
Grüne Beruhigungspillen	306
Aktion Grüne Hoffnung	310

Erwachsen werden

315

Vom pazifischen Teenager-Frieden	316
Japanische Deeskalations-Strategie	321
»Wenn ich einmal groß und stark bin«: Jugendgewalt . . .	323
Die Gang als Ersatzfamilie	327
Von der Gelassenheit der <i>Inuit</i>	331
Nachwuchspolitiker	336
Zwischen den Welten	338
Hikikomori: Angst vor den anderen	341
Sweet 15: Reifeprüfungen	344
Raus aus dem Nest!	347

Was ist eine kinderfreundliche Gesellschaft?

351

Dank

359

Anmerkungen

363

Vorwort: Das Glück vermessen

Mama, wo wohnt das Glück?«, fragte meine Tochter, als wir an einem Abend vor zwei Jahren am Wohnzimmerfenster standen und auf den blinkenden »Alex« schauten, das Wahrzeichen Ostberlins. Touristen zogen durch die Straßen. Spanisches, französisches und russisches Stimmengewirr drang durch die geöffneten Fenster in unsere Wohnung. Für meine damals zweieinhalbjährige Tochter war Glück etwas, das von einer Fee mit dem Zauberstab herbeigeschafft wird. Sie blickte zur rot-weißen Spitze des »Alex« hinauf, wohl in der Hoffnung, diese Fee dort landen zu sehen.

Wir hatten gerade gemeinsam eine Folge der Zeichentrickserie *Herr Rossi sucht das Glück* gesehen. Mich hatte die Geschichte über einen kleinen, hart arbeitenden Mann, der in der modernen, industrialisierten Welt verzweifelt nach ein wenig Zufriedenheit und Wertschätzung sucht, bereits als Kind sehr gefesselt. Und meine Tochter ließ sich von der Begeisterung anstecken. Wir hatten Mitleid mit dieser Figur, die ständig drangsaliert wird, eigentlich nicht viel möchte, sondern nur nach ein bisschen Glück strebt. Und wir freuten uns für Herrn Rossi, als eines Tages eine Fee vor seiner Tür steht und er sich sein ganz persönliches Glück herbeiwünschen darf. »*Herr Rossi hat 'nen Wunsch, Eis vom Nordpol, flambiert, mit Punsch, eine Schokoladenburg, drei Stück Kuchen, sechs Kaffee, zwanzig Törtchen, dazu Tee*«, heißt es im Titelsong. »*Andere können alles haben, können sich am Feinsten laben, und von ebendiesen Gaben möcht Herr Rossi auch was haben.*«

Da an diesem Abend keine Fee zur Landung ansetzte, forschte ich im Internet nach einer Antwort auf die Frage meiner Tochter. Und ich las in der *New York Times*: Das Glück wohnt in Hawaii. Eine Reporterin der Zeitung hatte sich auf die Suche nach dem glücklichsten Menschen Amerikas gemacht.¹ Im Gepäck: eine Studie des Gallup-Instituts, das seit ein paar Jahren regelmäßig Amerikas »Well-Being Index« herausgibt – einen Index, der also das Wohlbefinden der Amerikaner messen soll. Laut *Gallup* ist der theoretisch glücklichste Amerikaner derzeit hochgewachsen, asiatischer Herkunft, über 65 Jahre alt, wohlhabend, praktizierender Jude und lebt auf Hawaii. Der Statistik nach. Die Reporterin der *New York Times* fand das Glückskind, das zu diesem Profil passte, in Honolulu: Alvin Wong, 69 Jahre alt, erfolgreicher Unternehmer, verheiratet mit einer Jüdin, selbst konvertiert zum Judentum, zweifacher Vater. In seiner Freizeit engagiert er sich für eine Organisation, die Krebskranke und ihre Familien unterstützt.

Wong, etwas überrascht von seiner Krönung zum glücklichsten Menschen Amerikas, erklärte, er sei in der Tat ein glücklicher Mensch, vor allem deshalb, weil er über sich selbst lachen könne, weil er das Leben nicht so schwer nehme. »Meine Mutter hat mir stets gesagt: Mach etwas nicht nur wegen des Geldes. Du musst etwas tun, weil du es liebst. Das hilft mir, morgens aufzustehen und Dinge tun zu wollen – deshalb empfinde ich Glück.«

Der »glücklichste Amerikaner« erzog auch seine eigenen Kinder nach den Prinzipien, wie schon seine Mutter ihn erzogen hatte: Leidenschaft, Glück und Zufriedenheit. Es sei gut, sich stets mit jungen Leuten zu umgeben, meint Wong. Sie hätten viel Energie, sähen die Dinge anders. Wong hält Familie für das Wichtigste überhaupt. »Im Paradies zu leben«, betonte er in Fernsehinterviews, »macht es durchaus einfacher, glücklich zu sein.« Mr. Wong sehnte

sich nicht wie Herr Rossi nach einer Fee, die ihm ein wenig Glück herbeizaubert.

Ich erzählte meiner Tochter beim Zubettgehen vom Glück, das auf Hawaii wohnt. Ich erzählte ihr von Kindern, die in türkisfarbenen Lagunen mit Delfinen baden und an schneeweißen Stränden Burgen bauen, von Papageien, die auf Spielplätzen herumflattern, und von Mädchen mit Blumenkränzen im Haar. So stellte ich mir das Glück auf Hawaii vor. »Papagei, Papagei«, plapperte meine jüngste Tochter.

Als sie eingeschlafen war, schlichen sich leise Gedanken an: Haben meine Kinder eine schöne Kindheit? Muss man im Paradies leben, um, wie Mr. Wong, ein glücklicher Mensch zu werden, sich täglich mit *Aloha* begrüßen und Blumenkränze im Haar tragen, als Kind stundenlang im Meer baden, die große Freiheit genießen, die Kinder doch erleben sollten?

Meine Töchter haben ein großes Zimmer. Darin steht ein Regal mit vielen Spielsachen. Sie müssen nicht hungern, nicht frieren, dürfen *Hello Kitty*-T-Shirts tragen und zum Tanzunterricht gehen. Wir machen regelmäßige Urlaube, am Wochenende fahren wir manchmal raus aufs Land.

Mit Mr. Wongs paradiesischer Heimat können wir aber nicht mithalten. Wir wohnen wie der glücksuchende Herr Rossi sehr urban, mitten in Berlin, an einer großen Ausfallstraße, dritter Stock, ohne Balkon. Wir fahren morgens durch den Berufsverkehr zum Kindergarten und zur Arbeit. Am Nachmittag geht es dann wieder zurück. Anschließend vergnügen sich die Mädchen auf einem der zahlreichen Spielplätze im Viertel. Sie haben ein paar Freiheiten, aber eigentlich schreibt ihnen alle paar Minuten ein Erwachsener vor, was sie tun und besser nicht tun sollten. Ihr Aktionsradius ist begrenzt, durch den Spielplatzzaun, das Kindergartenportal, die Haustür, die vielen Straßen. Meine Kinder ha-

ben zwar eigentlich alles, aber haben sie wirklich eine schöne Kindheit? Erziehen wir sie zu leidenschaftlichen und zufriedenen Menschen, den Charaktereigenschaften, die Mr. Wong als so wesentlich für sein glückliches Leben betrachtet? Oder fühlen sie sich wie Herr Rossi: satt, aber eingezwängt.

Ob sie sich genug für das Glück ihrer Kinder engagieren, diese Frage stellen sich weltweit wohl Millionen von Eltern, gern abends nach der Gutenachtgeschichte, wenn die Kleinen schlummern und sich zu Hause friedliche Ruhe ausbreitet. Das Ehepaar Mitzugochi sitzt in seiner Küche in einem Hochhaus in Tokio, draußen das Lichtermeer einer Millionenmetropole, drinnen Gespräche über die Zukunft ihres zehnjährigen Sohnes. Auf welche Uni soll er mal gehen? Eigentlich schaut er zu viel Fernsehen, ist irgendwie ein bisschen zurückgezogen in letzter Zeit.

In einer indischen Familie stehen dampfende Schüsseln mit Reis und Dhal auf dem Esstisch. Der sechsjährige Sohn ist nach vielen erfolglosen Versuchen endlich erschöpft eingeschlafen. Ständig zappelt er herum. Seine Eltern sind von der Hyperaktivität des Jungen extrem genervt. Sie haben es schon mit Bestechung versucht: Besuche bei Pizza-Hut, lustige Nachmittage in Entertainment Parks, Kino, nur, um ihm das Versprechen abzurufen, sich besser zu benehmen, mal einen Moment Ruhe zu geben. Der Vater denkt darüber nach, wegen der Impulsivität seines Sohnes dessen Geburtstagsparty zu streichen. Was soll nur aus ihm werden?

Mehrere tausend Kilometer entfernt, in einem mongolischen Nomadenzelt, wird eine Zweijährige von ihrer Mutter in den Schlaf geschaukelt. Das Holz knackt im Feuer, die Erwachsenen trinken Tee mit Kamelmilch. Der siebenjährige Sohn ist vom Pony gefallen, erklärt, nie mehr reiten zu wollen. Was werden seine Eltern machen, um ihn dazu zu bringen, wieder durch die Steppe zu galoppieren?

Eltern und Medien führen hierzulande gern endlose Debatten über Grenzen, die man Kindern zu setzen habe. Meist in einem Atemzug sprechen sie aber auch von Überforderung, von Lernstress und davon, wie schön es doch für ihren Nachwuchs wäre, eine unbeschwerter Kindheit genießen zu können. Kindheitsglück lässt sich nicht in Sandkasten-Förmchen pressen. Denn Glück ist etwas sehr Individuelles, oft Spontanes. Es scheint unberechenbar. Das Glück von heute garantiert nicht das Glück von morgen, erst recht nicht das Glück in zehn Jahren. Und das macht die Sache kompliziert. Der Lolli vom Bäcker kann ein großes Strahlen auf Kindergesichter zaubern. Gibt es allerdings täglich Zucker in rauen Mengen, ist das Lächeln in einigen Jahren womöglich nicht mehr ganz so strahlend, sondern getrübt von Löchern in den Zähnen. Erklärt man seinem Teenager, er könne das ruhig lassen mit dem Lernen, er solle das Leben doch einfach genießen, dann kann es gut sein, dass dieser Mensch seine Eltern später für seine beruflichen Misserfolge verantwortlich macht. Sie hätten ihn nicht genug unterstützt.

Eltern wollen glückliche Kinder, hier und jetzt. Sie wollen aber auch, dass aus ihnen glückliche Erwachsene werden, und wissen deshalb, dass sie ihr jetziges Glück manchmal ein wenig beschneiden müssen. In der Hoffnung, dass das Glück sich – wie eine Altersrente – ansparen lässt. Bildung, exzellente Leistungen in der Schule zum Beispiel, davon ist die Mehrheit der Eltern in China überzeugt, legen ein gutes Fundament für das Glück in der Zukunft, auch wenn es jetzt, in der Kindheit, viel Mühe bedeutet.

Aber garantiert Bildung allein späteren Erfolg? Was lässt unseren Nachwuchs scheitern, zu viele Kuscheleinheiten oder zu wenig Zuwendung? Mit welchen Fähigkeiten können sich unsere Töchter und Söhne gegen den steigenden Meeresspiegel wappnen, das klaffende Ozonloch? Was

müssen sie lernen, um im Wettbewerb mit den fleißigen Asiaten mithalten zu können? Brauchen wir durchsetzungsfähige Egoisten mit gutem Orientierungssinn oder den redengewandten, kultursensiblen Intellektuellen mit technischem Supertalent? Woran orientieren wir uns, wenn wir Kinder erziehen? An der katholischen Kirche, Madonna, Boris Becker, Yoga-Gurus, dem Dalai Lama, Konfuzius, den eigenen Eltern, Nachbarn, der Psychoanalyse oder etwa den Autoren von Erziehungsratgebern?

Wenige Monate bevor meine Tochter die Frage nach dem Glück stellte, hatten wir alle Zukunftssorgen über Bord geworfen. Das Unternehmen, für das mein Mann damals arbeitete, lockte einen Großteil der Mitarbeiter mit Abfindungen, um sie zur Kündigung zu motivieren. Ich befand mich gerade in Elternzeit, und wir nahmen das Angebot an. Wir kratzten unsere Ersparnisse zusammen und reisten ein paar Monate mit unseren Kindern durch Thailand, von Bangkok in den Norden, von dort in den Osten, vom Osten in den westlichen Dschungel und zum Schluss an die Strände im Süden – wie Nomaden, mit kleinem Budget, aber viel Zeit. Die Kinder bewegten sich wohligh in einer Umgebung, die wir Eltern als paradiesisch bezeichneten. Wasserfälle, sanft plätschernde Wellen, weite Strände und vor allem: viele sehr freundliche Männer und Frauen, die unseren Kleinen Reis in Bärchen-Form servierten oder Späße mit ihnen machten. Mönche strahlten sie an, spazierten mit ihnen durch bunte Tempel und wünschten meinen Töchtern dabei nur das Beste für die Zukunft.

Wir trafen eine norwegische Familie, die seit mehreren Jahren in Thailand lebte, als »Gastarbeiter« einer internationalen Firma. Die Kleinste der drei Geschwister, geboren in Bangkok, gerade vier Jahre alt, schwamm wie ein Fisch, trug am liebsten thailändische Saris um ihre Schultern gewickelt und auf ihrem Gesicht meist ein charmantes

asiatisches Lächeln. Sie sprach Thai, kannte die traditionellen Bräuche im Land und hatte keine Vorstellungen davon, wie sich ein Leben in Norwegen nahe am Polarkreis gestaltet. Wenige Wochen später wollte die Familie in ihr »Heimatland« zurückkehren, der Arbeitsvertrag des Vaters lief aus. »Unserer jüngsten Tochter wird es sehr, sehr schwerfallen«, seufzte die Mutter. »Sie ist eigentlich Thailänderin.«

Die Norwegerin erzählte vom Leben in den komfortablen Außenbezirken von Bangkok, in denen die Wohlhabenden leben. Und sie erzählte von seltsamen Begegnungen mit einigen britischen, deutschen und amerikanischen Eltern, die sich oft darüber beschwerten, dass die Thais ihren Kindern so viele Freiheiten ließen, sie »völlig verwöhnten«, »keine Grenzen setzten«. Die westlichen und die südostasiatischen Erziehungsideale konnten kaum gegensätzlicher sein. Folgt man den Ideen deutscher oder angloamerikanischer Disziplinierungs-Pädagogik, müssten die verzärtelten thailändischen Kinder sich in rücksichtslose Tyrannen entwickeln. Thailand ist sicherlich kein Paradies. Die Probleme mit Kinderprostitution und Kinderarbeit sind bekannt. Den wesentlichen Eindruck aber, den wir von den Menschen dort erhielten, war: Verwöhnte Kinder schienen sich in der Regel wie durch Zauberhand in zurückhaltende, sanfte und freundlich lächelnde Menschen zu entwickeln. Wie schon Mrs. Wong, die Mutter des »glücklichsten Menschen Amerikas«, scheinen die thailändischen Eltern nicht ganz falschzuliegen mit ihrer sanften Erziehungsphilosophie.

Die norwegische Familie hatte sich auf die thailändische Kultur – und auch deren Erziehungsideale – eingelassen und ihrer Meinung nach davon profitiert. Die Kinder waren wach, aber trotzdem tiefenentspannt. Die Eltern ließen viel durchgehen, mussten aber auch nicht häufig einschrei-

ten. »Locker lassen!«, beschrieb die norwegische Mutter diese Erziehungsstrategie.

Als ich mich nach der Rückkehr aus Thailand mit dem Wohlbefinden von Herrn Rossi und Mr. Wong auseinandersetzte, ließen mich diese eindeutigen Unterschiede in den Vorstellungen über eine gute Kindheit nicht los. Ich las mich durch Forschungsarbeiten und Studien, in denen Psychologen, Anthropologen, Soziologen, Politologen und Sozialgeographen von Kindheiten in anderen Ländern berichten. Für mich öffnete sich eine Welt, die vieles, was ich bisher gelesen hatte, völlig in Frage stellte. Warum, fragte ich mich bald, werden bestimmte Erziehungsmethoden so dogmatisch angepriesen, gern auch von Ärzten und Pädagogen, auch wenn sie oft jeglicher wissenschaftlichen Grundlage entbehren. Ich unterhielt mich mit Freunden in Schweden, Frankreich, Spanien und Japan, durchstöberte im Internet weltweit Eltern- und Familienforen, recherchierte in nigerianischen, chinesischen und thailändischen Zeitungen auf der Suche nach den Themen von Erziehungsdebatten. Ich führte lange Gespräche mit Eltern rund um den Globus, Luang aus Singapur, Linda aus den Niederlanden, Aparna aus Indien, Luna aus Nepal, Jim aus den USA, Emma aus Dänemark, Marilyn von den Philippinen und vielen, vielen anderen. Sie erzählten mir von ihren Erziehungsphilosophien, von ihren Wünschen und Hoffnungen für ihre Kinder, oft auch von kulturellen Schocks und Überraschungen, die sie bei Reisen in andere Länder in Sachen Kindererziehung erlebten. Viele Wege führen nach Rom, das wurde mir relativ schnell bewusst, es muss aber nicht unbedingt der Trampelpfad über den Brenner sein.

Coco, eine Schweizerin, die sich mit ihrer Familie auf eine lange Weltreise begeben hat, berichtete von für sie verblüffenden Erlebnissen in China. Die Leute seien dort fast grenzenlos kinderlieb, sagt sie. Selbst alte Menschen wür-

den für Kleinkinder im Bus aufstehen, um ihnen einen Platz anzubieten.

Julia, geboren in Deutschland, erzählte mir von ihren Grenzerfahrungen in Indien. Sie ist mit einem indischen Mann verheiratet, lebt mit ihm und drei Kindern in Neu-Delhi. Ihre Kinder, sagt sie, erzieht sie intuitiv, so wie sie es aus ihrer eigenen Kindheit von ihrer Mutter erfahren hat. »Häufig unterscheidet sich aber mein erster Gedanke von dem, was das Beste ist, sehr von den Vorstellungen meines Mannes. Oft mache ich es dann doch indisch, da das Leben hier ganz anders ist.« Julia erlebt in Indien sehr innige Beziehungen zwischen Eltern und Kindern. Man quäle sich auch längst nicht so sehr mit Sorgen darüber, was den eigenen Kindern alles passieren könne, füge sich sehr dem Schicksal. »Unsere Kinder sind so vielen Dingen ausgesetzt, die ich als Kind gar nicht erlebt oder gesehen habe. Das Straßenbild ist vom Nebeneinander von Fahrrad-Rikschas und Luxusautos geprägt. Die Menschen laufen in bunten indischen Kleidern und auch westlichen Designerklamotten umher, direkt daneben baden nackte Kinder auf der Straße. Menschen schlafen auf dem Bürgersteig, unser Leitungswasser ist zu schmutzig zum Zähneputzen. Oft haben wir keinen Strom, gehen aber in ein Fünf-Sterne-Hotel essen. Obwohl wir nach deutschem Standard ein ganz normales Einkommen haben, können wir uns ein Kindermädchen und einen Fahrer leisten. Wie erklärt man da seinen Kindern, was normal oder richtig ist, wenn sie im Alltag doch alles sehen?«

Obwohl die deutschen und indischen Erziehungsideale kaum unterschiedlicher sein könnten, verfolgen Eltern in beiden Ländern doch dasselbe Ziel, so Julia: ihre Kinder glücklich zu machen. Die amerikanischen Psychologen Diener und Lukas haben über 10 000 Erwachsene auf sechs Kontinenten in 48 Ländern gefragt, was sie sich für ihre

Kinder wünschen. Die überwältigend klare Antwort lautet: Glück.

»Ich will, dass meine Kinder so zufrieden wie möglich werden«, erzählt mir Tanya aus Südafrika. »Ich wünsche meinen Kindern, dass sie glücklich werden«, sagt auch Sapna aus Mumbai. »Sie sollen später etwas tun, das sie lieben, sollen ihren Leidenschaften nachgehen.« Und Thuy aus Australien meint: »Meine Kinder sollen einfach nur zufrieden sein, welche Entscheidungen sie auch immer in ihrem Leben treffen.« Manasi aus Indien wünscht sich, dass ihre Tochter große Träume hat. Und sie will ihr helfen, diese Träume zu verwirklichen. »Sie soll das bestmögliche, glücklichste Leben leben.«

Glück als das wesentliche Erziehungsziel: Darauf können Eltern sich weltweit, über alle Sprachen, Kontinente und Kulturen verständigen. Doch wie das Glück zu definieren und zu erreichen ist, darüber haben sie alle sehr unterschiedliche Ansichten. Deutsche Eltern sind davon überzeugt, dass Kinder davon profitieren, wenn sie unabhängig, durchsetzungsfähig und auf keinen Fall verwöhnt sind. In China soll der Nachwuchs zwar ehrgeizig sein, sich aber gleichzeitig um das Wohl der Gemeinschaft sorgen und vor allem die Eltern respektieren. Verzärteln ist erlaubt, zumindest in den ersten Jahren. Auf Samoa möchten die Älteren, dass die Kleinen ihre Ahnen ehren, pflichtbewusste Familienmenschen werden und die Traditionen wahren. Eltern in den Armenvierteln von Rio de Janeiro wünschen sich für ihre Kinder vor allem ein besseres Leben. Mit jedem Kind, das auf die Welt kommt, hoffen Eltern, es besser zu machen, die Menschheit ein Stück voranzubringen. »Man erliegt der Illusion«, schreibt die französische Philosophin und Schriftstellerin Elisabeth Badinter in ihrem Buch *Der Konflikt*, »dass wir nicht die gleichen Fehler wie unsere Vorfahren machen, dass es uns gelingen

wird, glückliche, intelligente und gut entwickelte Kinder großzuziehen.«²

Aber ist das wirklich eine Illusion? Kennen sich Eltern heute nicht viel besser mit dem Glück ihres Nachwuchses aus als noch vor wenigen Jahrzehnten? Glück von Kindern bedeutet weltweit, über alle Grenzen hinweg, zunächst einmal, dass elementare Bedürfnisse befriedigt sind: keinen Hunger, keinen Durst, medizinische Versorgung, Schutz vor Ausbeutung und Gewalt, aber auch soziale Einbindung und Anerkennung. Glück wird darüber hinaus, gerade in den westlichen Industrieländern, gern mit Erfolg und Reichtum in Verbindung gebracht. In diesen Gesellschaften ist Zufriedenheit eng mit dem wirtschaftlichen Fortschritt des Landes korreliert. Diese Rechnung geht allerdings nicht auf. In internationalen Glücksstudien bezeichnen sich Menschen in Costa Rica oder Indonesien zum Beispiel als besonders zufrieden, Bürger der USA oder Großbritanniens dagegen als äußerst unzufrieden. Viele Eltern fragen sich dort, wie sie Kinder jenseits des Konsumrausches glücklich machen können, und scheitern nicht selten.

In einem regen E-Mail-Austausch mit einem Vater aus Bhutan erzählt mir dieser, dass sich sein Land seit fast vierzig Jahren um die Mehrung des sogenannten Brutto-Glücks-Produktes bemüht. Ein gerechtes Wirtschaftswachstum, Schutz von kulturellen Werten und der Umwelt sowie freundliches Regieren sind die Säulen, die den Bewohnern des Landes zum Glück verhelfen sollen. Brutto-Glück bedeutet auch ein gesundes Verhältnis zwischen Arbeit und Privatleben und ein gemeinschaftliches Miteinander. Dieses Konzept wurzelt in der buddhistischen Überzeugung, wonach das Ziel des Lebens inneres Glück und nicht allein das Streben nach ökonomischem Mehrwert ist.

Lehrer und Eltern sind in Bhutan angehalten, sich darum zu bemühen, diese Werte auch ihren Kindern zu vermitteln. Sie sollen sich also einer Art Brutto-Glücks-Erziehung verpflichten. Eine Erziehung, die aus Kindern glückliche Menschen macht, und zwar – das ist ganz besonders wichtig – aus möglichst vielen Kindern. Für eine Brutto-Glücks-Erziehung stehen nicht nur Vater und Mutter, die Kleinfamilie, in der Verantwortung. Sie nimmt die gesamte Gesellschaft und natürlich auch die Wirtschaft in die Pflicht.

Nach der jüngsten Finanz- und Wirtschaftskrise haben viele Staaten Wissenschaftler nach Bhutan entsandt, die deutsche Bundesregierung gründete eine Enquetekommission. Organisationen wie *UNICEF* und die *WHO* erstellen regelmäßig ländervergleichende Studien zum Brutto-Kindheitsglück.

Mir gefällt der Gedanke, Glück nicht als individuelles Glück zu beschreiben, sondern als ein gemeinschaftliches Erlebnis. Eltern in Deutschland machen sich unendliche Sorgen um den schulischen Erfolg ihrer Sprösslinge, um ihr Selbstbewusstsein, um ihre Durchsetzungsstärke. Bildung schafft Freiheiten und Möglichkeiten. Darüber muss man nicht diskutieren. Doch wenn Kinder sich immer nur durchsetzen, an ihren eigenen »Skills« arbeiten, ihre Talente fördern sollen, dann kann sie das auch sehr einsam machen. Die *Inuit* sprechen bei Erziehung von *Inunnquiniq*. Wörtlich übersetzt heißt das »die Entstehung des Menschen«. Jedes Kind soll danach befähigt werden, ein gutes Leben zu führen. Es soll aber auch schon früh Verantwortung für die Gemeinschaft übernehmen.

Kinder glücklich zu machen ist eine gemeinschaftliche Aufgabe. Ihnen geht es weltweit dort am besten, wo sie sich nicht nur auf ein oder zwei enge Vertrauenspersonen verlassen müssen. Kindern tut es gut, wenn auf Müttern,

Vätern, Lehrerinnen, Erziehern und allen anderen Beteiligten keine starren Rollenerwartungen lasten.

Wer sich mit Kindererziehung in anderen Ländern beschäftigt, wird schnell feststellen: Es gibt nicht die eine Wahrheit. Rund um die Welt bemühen sich Eltern, ihre Kinder möglichst gut auf das Erwachsenenleben vorzubereiten, mit sehr unterschiedlichen Anforderungen und Strategien. Erziehungsmuster, die Wissenschaftler als kulturell unterschiedlich bezeichnen, spiegeln lediglich Tendenzen in einer Gesellschaft. Es gibt deutsche Eltern, die mit ihrem Nachwuchs ähnlich ehrgeizige akademische Ziele verfolgen wie ein Paar in Shanghai. Und es gibt italienische Mütter, die ihre Söhne mit achtzehn vor die Tür setzen. »We don't all carry guns«, sagte mir ein amerikanischer Vater. Manchmal ist es als Elternteil allerdings nicht so leicht, sich von dem zu distanzieren, was das Umfeld von ihnen als »Erziehende« erwartet. Doch es lohnt sich.